

EDUARD WUNDERER

KRIEGSPFARRER IM ZWEITEN WELTKRIEG

Beantwortung des Fragebogens von Vikar Dieter Beese

Eduard Wunderer - Wehrmachtoberpfarrer im Zweiten Weltkrieg

Fragebogen wegen des Dienstes der Wehrmachtspfarrer im Zweiten Weltkrieg.
Ich war ~~angefangen als~~ aktiver Wehrmachtspfarrer vom Jahr 1935 bis zum Jahre 1945. Zunächst war ich eingesetzt bei Nürnberg-Fürth als Standortpfarrer, wurde dann Wehrmachtspfarrer und schließlich Wehrmachtoberpfarrer. Vorübergehend war ich stellvertretender Wehrkreispfarrer für Nürnberg-Fürth. Von dort aus kam ich im Jahre 39 im Januar nach Karlsbad und habe die Wehrmachtseelsorge aufgebaut. Nach dem Einsatz Böhmen-Mähren, den meine Division, die 46. I.D., mitmachte, kam noch Pilsen dazu. Den Krieg erlebte ich zunächst in Polen mit meiner Division unter Führung von General ^{von} Hase. Er ist später im Zusammenhang mit dem 20. Juli hingerichtet worden, ein tief frommer Mann. Wir wurden dann nach Bad Driburg versetzt, gewissermaßen in Ruhestellung, weil ja die Westfront noch unbeweglich gewesen ist. Von dort aus versetzte man mich an Weihnachten nach Grenzabschnittkommando Süd. Das war nun eine ärgerliche Sache. Ich fuhr von Driburg über Nürnberg, wo meine Familie, Frau und vier Kinder, waren, und hoffte, dort Weihnachten feiern zu können. Da kam ein Telegramm vom Feldbischof an den Wehrkreispfarrer mit folgendem Inhalt: "Falls sich Wunderer in Nürnberg aufhält, ist er sofort nach Krakau in Marsch zu setzen, da Krakau ohne jede Versorgung." Nun hatte der gute Wehrkreispfarrer von Nürnberg gesagt: "Du bleibst Weihnachtsabend daheim." Das hat gar keinen Sinn, denn du bist sonst auf der Bahn und kannst in Krakau auch nichts machen. Dieses letzte Weihnachten bei deiner Familie, das kann dir niemand nehmen." So bin ich, wenn auch mit schlechtem Gewissen, geblieben. Und, siehe da, wie ich nach Krakau komme (ich bin sofort am ersten Feiertag losgefahren), empfängt mich der dortige General und sagt: "Es ist gut, daß sie kommen, damit Sie endlich die vielen Kriegspfarrer, die hier sind, bei den Lazaretten und überall, im übrigen Polen versetzen können. Nun ja, ich habe mir meinen Teil gedacht. Solche Dinge habe ich noch öfters erlebt, daß völlig uninformiert irgendwelche Befehle vom Feldbischof über die militärischen Dienststellen ausgingen. Ich hatte dann die Aufgabe, im südlichen Polen von Krakau aus, die verschiedenen Pfarrer in die einzelnen Standorte, Lublin und dergleichen mehr, ^{zu versetzen} einzuweisen. Zu der Zeit kam ich zum Ober Ost, der seinen Sitz hatte in Spala, im Jagdschloß des Zaren. Wir hatten viele Gottesdienste, der katholische Pfarrer und ich, aber sonst wenig befriedigende Tätigkeit. Es hat uns nicht gepaßt, und wir haben immer wieder Eingaben gemacht: "Wir wollen an die Front ¹ und nicht da in Polen versauern." Ich kam dann für zwei Monate nach Wiesbaden als stellvertretender Wehrkreispfarrer.

und von dort aus zu einer Frontdivision, nämlich zur 132., die in Landshut zusammengestellt worden ist, eine regelrechte bayerische Division, unter General Sinsénich. Und ^{mit} dieser Division bin ich dann in den Jugoslawienfeldzug, und nach Rückkehr von diesem Feldzug und nach einer kurzen Ruhepause am Wörther See begann der Rußlandkrieg. Mit der 132. Division waren wir zunächst Reserve. Dann waren wir iengeetzt im Mittelabschnitt bei der Schlacht von Kiew, dann ging es nach Odessa, von Odessa zur Krim, Simferopol bis vor nach ... Dort waren wir dann lange Zeit quartiert. Da war nun der Winterkrieg, und es waren die harten Kämpfe um Sewastopol im Frühjahr und Sommer. Es kam dann dazwischen noch der Einsatz gegen Kertsch. Der General wurde abgelöst. Es kam General L. Der ist nach dem 20. Juli ebenfalls hingerichtet worden. Nach der Einnahme von Sewastopol schließlich wurde unsere Division verlegt an die Nordfront, Leningrad südlich des Ladogasees. Dort hatten wir auch einige Einsätze. Der katholische Pfarrer ist verwundet worden, hat einen Arm verloren. Ich selbst bin aus vielen Gefahren heil herausgekommen. ~~um dann endlich nach langer langer Zeit~~ (Ich hatte schon längst gewartet), Armeepfarrer zu werden, wurde es aber wegen des Zwistes mit dem Feldbischof nicht, was mein Glück war, denn sonst wäre ich zur 6. Armee gekommen und in Stalingrad sehr wahrscheinlich umgekommen. Ich wurde dann versetzt als Dienstaufsichtführender Pfarrer für Belgien und Nordfrankreich, unter General von Falkenhausen. Dort war ich erst einmal 3/4 Jahre. Dann kamen die Amerikaner. Aber kurz vorher erreichte mich noch der Befehl, daß ich Armeepfarrer 6 wäre, also zur sechsten Armee. Ich fuhr herunter nach Rumänien, dann durch Ungarn und die Slowakei. Schließlich kamen wir in Österreich an der Grenze zur Tschechoslowakei in amerikanische Gefangenschaft, sind also noch vor den Russen ausgerissen.

Wir sind verhältnismäßig bald entlassen worden, und ich kam zu meiner Familie und erhielt die Pfarrstelle Asbah bei Utzenhausen. Das war nun im großen und ganzen mein Weg.

Ich bin verschiedene Male wunderbar erhalten worden. Als ich von ... aus nach Afrika zu Rommel versetzt werden sollte, gern wollte, aber mein General wünschte es nicht und bat den Oberfeldarzt, er möge bei mir irgendetwas finden, was mich tropenuntauglich machte. Er hat nichts gefunden, weil er unter keinen Umständen irgendeinen Schwindel machen wollte. Er hat mich untersucht und untersucht und vollgepumpt mit allen möglichen Mitteln, die vielleicht in Afrika eingenommen werden müßten. Ich habe sie alle vertragen. Schließlich, am letzten Tag, fand er eine verkappte Eritis im linken Auge. An sich eine unbedeutende Sache, die mit einem Eingriff zu beheben gewesen wäre, aber auf der Liste der Dinge stand, die Tropenuntauglichkeit hervor-

rufen würden. So konnte ich, ärgerlich wie ich war, bei der Division bleiben. Aber das Schiff, das meinen Nachfolger hinüberbringen sollte nach Afrika ist kurz nach Neapel torpediert worden und mit Mann und Maus untergegangen. Das wäre also damals bereits mein Schicksal gewesen.

Mein Verhältnis zum General war ausgezeichnet. Es ist von keiner Seite irgendeine Behinderung eingetreten, was sich ja erklären läßt, wenn ~~man~~ das Schicksal von von Hase und von Lindemann denkt. Ich hatte jede Unterstützung, die man erhalten konnte. Die Partei hat an der Front nichts zu sagen gehabt, hat sich auch nicht sehen lassen, so daß man einfach nur Soldat war und Kamerad. Außerdem war das Verhältnis zum katholischen Pfarrer sehr gut. Man hatte ja den gleichen Wagen und auch das gleiche Quartier. Auszeichnungen habe ich erhalten in diesen Jahren: das Eisener Kreuz II. Klasse, das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern für vierjährige Dienstzeit, für Einsatz Böhmen-Mähren und dann die Wintermedaille für Rußland, die ja auch "Gefrierfleischorden" oder "Rollbahnorden" genannt worden ist.

Die Truppe war zu uns sehr positiv eingestellt, wie ja überhaupt jenseits der heimatlichen NS-Verwaltung man nur im Schatten des Todes lebte und damit die Verkündigung des Wortes ein ganz anderes Gewicht hatte, als es davor gewesen ist.

Wenn von Verfahren die Rede ist, so ist das mehr für die spätere Zeit zu sehen. Wehrkreispfarrer Schübel, den ich hatte, ist in Schwierigkeiten gekommen, weil er ~~bei~~ beim Kartenspielen abfällige Bemerkungen über den Führer und das Dritte Reich gemacht hatte. Ein Hauptmann mußte einmal in seinem Quartier bleiben und sah fast einer Kriegsgerichtsverhandlung entgegen, aus der aber nichts mehr wurde, und das lediglich, weil er gesagt hatte, oben in seinen Wagen müsse man ein Loch machen, damit er beim Hitlergruß nicht durch die Decke fahre, mit der Hand. ~~Ein anderer, der gesagt hatte: "jetzt haben wir wieder..."~~

Von seiten der Offiziere war zwar im Frieden da und dort Widerstand zu spüren, das wurde aber nicht deutlich, weil der General von Schobart ebenfalls sehr entgegenkommend war. Im Krieg fiel das völlig weg. Da war Kameradschaft. Da mochte einer persönlich denken, was er wollte. Die Kameradschaft war alles übersteigernd.

Von einem "Sternkreis" habe ich nie etwas gehört und weiß auch bis heute noch nicht, was das gewesen sein soll. Ähnliche Gruppierungen, ich nehme an, daß hier Widerstandsgruppen gemeint sind, habe ich ebenfalls niemals kennengelernt,

Mannschaften und Unteroffiziere sahen die Wehrmachtseelsorge als etwas sehr Erwünschtes an.

Die Wehrmachtgottesdienste wurden großartig vorbereitet, soweit es möglich war, die Säle oder Bunker geschmückt. Der Pfarrer wurde jederzeit freundlichst aufgenommen. Ich habe keinen einzigen Fall erinnert, wo auch nur eine einzige Äußerung negativer Art gefallen wäre, es sei denn ganz allgemein über den Krieg, weil man dachte, dem Pfarrer gegenüber etwas offener reden zu können als in Gegenwart von Vorgesetzten, oder sonst irgendwie zu stark ns-behafteten Kameraden.

Eine Schwierigkeit war dadurch gegeben, daß der katholische Pfarrer von seiner Heimatgemeinde ununterbrochen Zigaretten geschickt bekam und sie verteilte. Wenn ich zu irgendeiner Truppe kam, sagte man gleich: "Herr Pfarrer, Zigaretten?" Man meinte, Pfarrer und Zigaretten gehörten unbedingt zusammen. Ich hatte natürlich, weil ich ja schon im Frieden keine Gemeinde mehr hatte, nichts zu verteilen. Ich fand das nicht sehr kameradschaftlich, aber schließlich ist es auch keine große Sache gewesen, daß er ein Verteiler war und ich keiner. Es ging im letzten Grunde um etwas ganz anderes.

Unser Dienst am Grab und vor allem an der Bahre der Verwundeten, wurde jederzeit dankbar aufgenommen. Mit unseren dienstaufsichtsführenden Pfarrern hatten wir an der eigentlichen Front wenig Verbindung. Das war einfach in der Sachlage und in den vielen Verlegungen der Truppen gegründet. Das Verhältnis war jederzeit gut, nur mit dem Feldbischof Dohrmann habe ich mich aus verschiedenen Gründen nicht verstanden. Ich war politisch nicht ganz auf seiner Seite und durch diese Sache an Weihnachten und auch sonst noch durch verschiedene dienstliche schriftliche Irrtümer war ich nun ein Frontmann, der sich weit erhaben fühlte über diese Schreibtischseelsorge. Ich habe mich nicht immer sehr gut benommen, ebenso umgekehrt. Es war halt iene kleine Verstimmung da. Das hat mir im letzten Grund wieder das Leben gerettet; denn ich war gerade dran, Armeepfarrer zu werden und hätte dann in Stalingrad meinen Sitz gehabt und wäre genau so umgekommen wie der, der an meiner Stelle dann drüben als Armeepfarrer tätig gewesen ist. [Auch im Frieden war das Verhältnis sehr gut. Die Vorgesetzten waren durchaus, soweit sie Bayern waren vor allem, absolut bekenntnistreu. Mit übertrieben nationalsozialistischen Deutschen Christen bin ich nicht zusammengekommen. Meine Haltung war ihnen etwas zugeneigt, ohne daß ich jemals zu ihnen gehört habe. Das war ja auch der Grund, warum mir von der kirchlichen Seite ovn Berlin aus mißtraut wurde.

Schwierigkeiten mit den kirchlichen Kollegen gab's überhaupt nicht. Auch mit der Heimatkirche war stets kirchliche Verbindung. Austausch und dergleichen waren während der Einsätze durchaus nicht möglich, wenn nicht ein neuer Pfarrer herversetzt wurde, und das war zu meiner Zeit nur ein katholischer. Das verlief alles sehr gut. Übrigens spielten an der Front alle diese Dinge keine Rolle mehr, ob mehr katholisch oder evangelisch, ob mehr deutschchristlich oder bekennnistreu, ob diese Richtung oder jene Richtung, das schwand alles angesichts des Kampfes und des Todes und wurde immer erst wieder lebendig, wenn man wieder in die Heimat zurückkehrte. Da hatte man eine ganz andere innere Einstellung zu diesen Dingen. Wenn ich das Abendmahl austeilte, hatte ich vor mir so und so oft Evangelische, Katholiken, Sektenangehörige, Deutsche Christen, Deutschgläubige. Alle kamen sie zum Abendmahl. Es waren auch manche dabei, die zur Sekte gehörten, wo man hinten die Hände faltete, hinter dem Rücken, solche, die sie so gefaltet haben wie die Maria, solche, die plötzlich mittendrin niedergekniet sind. Das alles ist typrisch für diese völlig veränderte Lage angesichts des Todes.

Ich kann mich erinnern, das war in ... im ...Saal, der unzerstört war, da hatte ich einen Gottesdienst für eine ganz junge Truppe, die dann eingesetzt werden sollte. Es waren ungefähr 250 Mann. Ich hatte aber lediglich zwei Flaschen Krimsekt. Hostien, nun ja, die konnte man ja zerteilen. Na ja, ich dachte, vielleicht bleiben nicht viele, habe nur gesagt, daß Abendmahl ist, und mich dann umgewandt. Als ich dann zurücksah, sind nahezu alle geblieben. Wir waren in größter Verlegenheit, haben die Hostien gevierteilt, haben den Sekt so mit Wasser verdünnt, daß kaum mehr ein Getränk zu erkennen war. Die Kameraden, die vielleicht schon am nächsten Tag in den Tod gegangen sind, haben mit tiefer Andacht an dieser Abendmahlsfeier teilgenommen.

Soldaten, die im Zivilberuf Pfarrer waren und jetzt als Offiziere dienst taten, haben natürlich die Wehrmachtseelsorge unterstützt, wo sie nur irgend konnten, ebenso Diakone und ähnliche kirchliche Angestellte aus der Kirchenzeit her sind eine große Hilfe gewesen. Man hat ja sonst höchstens in Polen einmal einen deutschen Zivilpfarrer getroffen, der natürlich einen freudig in seinem Haus aufgenommen hat.

Mein Küster war ein ganz einfacher Gefreiter, der lediglich den Wagen gefahren hat oder mir geholfen hat, irgendwelche Blätter oder so etwas zu verteilen, den Altar herzurichten und dergleichen mehr. Der katholische Pfarrer hatte einen Jesuiten als Küster und dadurch natürlich einen sehr eifrigen Mitarbeiter.

Wir trafen in Rußland einmal auf ein ganzes Gebiet, das früher einmal von Deutschen bewohnt war. Die Dörfer hießen alle nach pfälzischen Städten: Mainz, Speyer usw. Sie empfingen uns jubelnd und erwarteten nun, daß wir die Kinder taufeten. Da kam von Berlin der Befehl, daß wir das nicht tun dürften. Es sollte in diesen Gebieten, die ja später deutsch und nationalsozialistisch werden sollten, mit diesen Dingen gar nicht mehr angefangen werden. Wir haben dennoch diese Taufen selbstverständlich vorgenommen, wie wir auch die Photographien der Gräber nach Hause geschickt haben, obwohl es geheißen hat, wir dürften mit den Angehörigen keine Seelsorge treiben, nur wenn diese es verlangen. Man konnte doch gar nicht verlangen, daß die Leute wußten, welcher Pfarrer nun ihre Leute begraben hat. Diese kleinen Nadelstiche haben in Wirklichkeit weder uns noch unser Tun ernstlich berührt.

Die Zivilbevölkerung, soweit wir einmal in der Heimat vorübergehend einquartiert waren, stand uns natürlich sehr positiv gegenüber, und erfüllte uns jeden möglichen Wunsch. Wir haben natürlich geschrieben an die Angehörigen soweit es möglich war und soweit wir eine Adresse hatten, bekamen dann auch oft von ihnen Briefe. Wir hatten stete Verbindung mit dem Landeskirchenrat und den Pfarrern, die etwa an unserer Stelle dahier ihren Dienst taten. Diese Briefe waren außerordentlich befruchtend für uns. Man hat uns zu jeder Beförderung und zu jedem Orden gratuliert, im Gegensatz zum Verhalten der Kirche, wenn man dann zurückgekommen ist, wo man auf einmal das Militär längst nicht mehr geachtet hat. Aber das war nun immer so und wird immer so bleiben. Der Sieger wird geachtet, und der Besiegte ist nun auf einmal einer, der einen geringen Kaufwert hat.

Mit dem Feldbischof habe ich mich, wie gesagt, nicht verstanden. Er hat mich am zweiten Weihnachten, ebenfalls in Landshut, sitzen lassen und gesagt: "Kein Pfarrer darf an Weihnachten die Truppe verlassen." Aber diese Truppe hatte Landshut verlassen! Sie hatten alle miteinander Urlaub, und ich saß am Heiligen Abend mit einem Stabsarzt zusammen in der Wirtschaft, während daheim meine Frau und die vier Kinder allein Weihnachten feiern mußten, obwohl ich damals wegen der guten Bahnverbindung ohne weiteres hätte hinaufkommen können. Diese Kleinigkeiten, die von Berlin ausgingen, auch manche Irrtümer, die unterlaufen sind (es wurde mir vorgeworfen, ich hätte Polen verlassen ohne Erlaubnis von Berlin, dabei wollten wir ja wieder an die Front und haben extra nachgesucht und von Münchmeyer Antwort bekommen. Der Feldbischof hat dann geschrieben: Ihm sei davon nichts bekannt.) Diese an sich lächerlichen Dinge haben das Verhältnis zum Feldbischof etwas gestört, aber ansonsten

war es natürlich normal. Wir haben ganz den Mann geachtet und auch sonst regelmäßig unsere Berichte nach Berlin geschickt. Ich habe ihn persönlich einmal ganz kurz bei einer Tagung kennengelernt. Der für mich zuständige Wehrkreispfarrer ist Schübel gewesen.

Die Gruppe Seelsorge bei der Wehrmacht war ausgezeichnet. Der Name des Herren fällt mir nicht mehr ein, der uns in jeder Weise sowohl in der Heimat als auch an der Front unterstützt hat.

Die NSFO waren an der Front absolute Kameradnen gewesen und haben von ihrem Auftrag so gut wie nichts merken lassen. Je weiter man zurückgekommen ist, desto unangenehmer sind sie freilich geworden. Die Generäle haben sich nach außen hin ihnen gebeugt, im Innern waren die meisten dieser Generäle negativ gegen das Dritte Reich eingestellt. Ich habe in Brüssel natürlich persönlich gemerkt, daß von seiten einiger SS-Führer, die mit unserem Stab Beziehung hatten, die Einstellung sehr schlecht gewesen ist der Wehrmachtsseelsorge gegenüber. Es ist auch möglich, und viel spricht dafür, daß mein Hotelzimmer in Brüssel, in dem ich einquartiert war, durchsucht worden ist. Ich stand auf jeden Fall dort unter Beobachtung. Einmal versuchten zwei Geheimdienstleute mit mir in Beziehung zu kommen, schenkten mir Butter und alles Mögliche für meine Familie und versuchten mich auszufragen, wollten vor allem mit meiner Hilfe. Das gelang ihnen sogar, aber ich habe es dann dem Vorgesetzten erzählt. Er hat sie erkannt. Sie hatten keine Berechtigung, hereinzukommen und wurden in höflicher Form hinausgewiesen. Die Situation war für mich sehr gefährlich, denn ich war diesen Praktiken gegenüber völlig ahnungslos. So wie ich wieder an die Front gekommen bin, hatte man mit der Partei und alledem nicht das Geringste mehr zu tun.

Den 20. Juli erlebte ich in Brüssel. Da ist dann allerdings die Wendung eingetreten, daß die SS die Führung übernommen hat. Unser General mußte nach Berlin fahren, kam dort vermutlich sogar ins Konzentrationslager. Man mußte sich von da an untereinander mit dem Hitlergruß begrüßen. Man mußte sehr vorsichtig sein beim Reden. Verschiedene Offiziere, es waren ja alles Offiziere der Etappe, haben sich ziemlich kümmerlich benommen und haben ganz laut beim Essen gesagt: "Die ganzen Familien müßte man vernichten von diesen Verrätern." Sie haben das aber gar nicht gedacht, sondern es sollte nur ein Alibi sein, weil der NSFO mit am Tisch saß. Das Verhalten der Etappenoffiziere war nicht sehr schön.

An der Front hatte man leider fast nichts mit Lazaretten zu tun. Sie waren weit hinten und hatten eigene Pfarrer. Es kam vor allem der meist unter

Feuer liegende Hauptverbandsplatz in Betracht, das Grausigste des Kriegserlebens, das den Frontpfarrer direkt betroffen hat, während der Lazarettpfarrer schon einigermaßen behandelte Patienten bekam, die er auch dann in ruhigerer Weise sprechen konnte. Mit den Ärzten war natürlich das Verhältnis ausgezeichnet. Das ergab sich ja aus der ganzen Lage. Ich habe mitgeholfen, so gut es gegangen ist, Verwundete getragen und getränkt, wo es möglich und erlaubt war. Wir haben eben geholfen, wo wir helfen konnten, nicht nur mit dem Mund sondern eben auch mit Herz, wie es sich für einen Militärpfarrer ja wohl gehört.

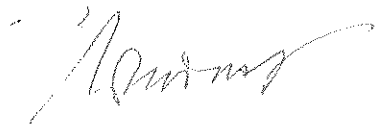
All diese Fragen nach Agende und * Ordnung des Gottesdienstes wirken natürlich auf einen Kriegspfarrer etwas sonderbar. Die Ordnung war jeweils den Verhältnissen angepaßt. Ich habe in einem Pferdestall Gottesdienst gehalten, dann wieder in einem Bunker, in einem Theatersaal, in einem Regierungsgebäude, dann wieder am Ufer des Schwarzen Meeres, wo der Wind uns die Hostien vom Teller geblasen hat und nackte Tartarenkinder quer durch den Gottesdienst gelaufen sind und sogar der Wein oben aus dem Kelch herausgeschleudert ist durch eine Windböe. An einer anderen Stelle des Ufers wurde man dauernd von Granaten überschossen. Bei Beerdigungen mußte man plötzlich ins Grab springen, um sich zu schützen.

Der Gottesdienst wurde in einfachster Form gefeiert: Lied, Lektion, Predigt, Vaterunser, Lied, so daß es für alle aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs geeignet gewesen ist.

EDUARD WUNDERER (Wibenedikt Wundhofer)

AUSZÜGE AUS MEINEM KRIEGSTAGEBUCH VOM JAHRE 1943

GEDICHT: Das Sternbild



(Eduard Wunderer, Pfr. i.R.)

Auszüge aus dem Kriegstagebuch vom Jahre 1943

Um 11.00 Uhr waren Pferde bestellt. Schnauzel, den Burschen, schickte ich zurück. Den Rucksack nahm mein Begleitreiter. Er saß auf einem zottigen, grauligen Panzerschimmel und sah mit Gewehr und Gasmaske sehr nach Wildwest aus. Für mich stand ein braunes, dickes, kleines Ungeheuer da, Zugpferd von Zivilberuf. Ich kletterte hinauf. Erst wollte das Pferd überhaupt nicht aus Ramse hinaus, dann lief es dem Schimmel nach. Als ich es zur Ermunterung ein wenig mit der Gerte schlug, machte es einfach kehrt und wollte wieder nach dem Ort Ramse zurück. Allmählich merkte ich, daß man dieses Tier nur als Tragtier verwenden könne, d.h. sich einfach durch den fußhohen Dreck tragen lassen mußte, ohne den zwecklosen Versuch einer reiterlichen Einwirkung zu unternehmen. So ging's denn unendlich langsam schließlich doch in 1 1/4 Stunden zum Regimentsgefechtsstand 138. Die Füße in den Gummistiefeln waren eiskalt. Einige Schnäpse beim Adjutanten belebten mich aufs neue. Ein netter zwanzigjähriger Gefreiter, Franz genannt, begleitete mich von nun an durch brechendes Eis, durch Wasser und Schlamm und Kot zum Bataillonsgefechtsstand 438. Wieder ging es ohne Begrüßungsschnaps nicht ab. Mit dem Kompaniechef, Leutnant Mallow, der früher evangelischer Vikar war und dann aktiver Offizier wurde, besuchte ich die Hauptkampflinie. Erst ging's zwischen gekappten Birken hindurch über Sumpf und brechendes Eis zur Stellung der Granatwerfer. In den drei Bunkern besuchte ich die Leute. Man versank beim Weiterweg fast bis zum Knie in schwarzem Sumpfwasser. Die Russen schossen mit Granatwerfern da und dorthin in die Stellungen, kein sympathisches Gefühl. Wir kamen durch Wasser und durch Dreck zur Stellung der Infanterie. Überall wurde fieberhaft gearbeitet. Gegen die nur 100 Meter entfernten Russen waren lediglich Gefechtsstände aus Bohlen und die üblichen Tannenblenden vorhanden. Nun wurde tiefer gegraben. Und jetzt ging's von Bunker zu Bunker mit kurzer Begrüßung jedes einzelnen. Über uns flogen einmal 31 einmal 28 deutsche Ju 88 gegen den Feind. In den Bunkern war es sehr heiß, die Stimmung relativ gut. Ich kam auch noch zum Chef der sechsten Kompanie. Dann drängte die schwächer werdende Sonne zurüRückkehr, wieder durch Kot, Schlamm und blankes Wasser. Ich sah die acht zerstörten Russenpanzer, welche-ein Mann mit der PaK erldedigt hatte und dadurch den damaligen Regimentsgefechtsstand 436 rettete. Ein wildes Kriegsbild, diese Panzer zwischen zerfetzten Birkenstämmen, von schwarzem Sumpfwasser umgeben. Auf einmal kanllten bei den Russen Gewehrschüsse. Die Bäume klatschten. Die Stelle, wo wir gingen, war eingesehen. Leutnant Mallow beeilte sich, mit mir in den Bunker zu kommen. Ich lehnte einen neuerlichen Schnaps energisch ab und machte mich mit Franzl auf den Rückweg. Da heulte es über

uns wie Granaten, nur heller. Es schlug zweimal ins Wasser und spritzte auf; es kreperte aber nicht. Das dritte Mal gab es eine kleine Sprengwolke. Es müssen russische Gewehrgranaten gewesen sein. Da beschleunigt man doch unwillkürlich seine Schritte und kommt um eine kleine Verbeugung vor dem Kriegsgott nicht herum. Der Rückweg machte mich recht, recht müde. Man glaubt nicht, wie anstrengend das Laufen im Sumpf ist. Ich troff am ganzen Körper. Endlos kam mir der Weg zum Regiment vor. Ich war glücklich, als ich mich auf dem Rücken meines sofaartigen Braunen ausruhen konnte, der nun schneller, zeitweise sogar trabend der Heimat entgegenpatschte. Beim vorgeschobenen Wagenhalteplatz hielt ich noch kurz an, um dann in noch besserem Tempo den ferne auftauchenden Häusern Ramses entgegenzureiten. Beim Näherkommen von Ramses machte mein Dicker sogar vor jedem Trab einige unbeholfene Galoppsprünge, die mich wohl aus dem Sattel hätten werfen können, wenn nicht meine langen Beine immer fest am Gaulsbauch geklammert gewesen wären.

In Ramse hatte ich vom Pferd herab Anschluß an einen Sanka nach Lipki und war so bei Dämmerung zurück. Nun fror mich aber gewaltig. Ich war ja schweißnaß aufs Pferd gestiegen und bei einsetzendem Abendfrost in Gummistiefeln auf dem Pferd ruhig gesessen. Dort beugte ich mit Chinin einer Erkältung vor. Abends gab's bei Wagner ein erlegtes Birkenhähnchen. Dazu konnte man Toni in der Küche arbeiten sehen, und das Auge hatte auch etwas.

Ein zusammenfassendes Stück aus dem Tagebuch ab März 1943

Der Einsatz bei Swertinja ist vorüber. Wenn ich so daran zurückdenke, gehen mir die Tage und Nächte ineinander über. ^{Und ich sehe immer wieder} Die große Aufnahmebaracke auf dem Hauptverbandplatz in Lipki, voll Verwundeter, höre ihr Stöhnen und draußen das Klappen der Türen von den Sanitätswagen und als ständigen dumpfen Hintergrund, das Rollen der Front. Ich denke an die unheimlichen Tage, da der durchgebrochene Russe uns gegenüberstand, an die Erzählungen verstörter, vom Panzerschreck erfaßter Verwundeter, an die plötzliche Häufung der Zugänge, einmal bis 240 Verwundete an einem Tage allein bei unserer Sanitätskompanie. Und dann begann auf der Landstraße das Rollen. Und jeder Lastwagen mit Infanterie, der schnell irgendwo hergeworfen wurde, jede vorbeirasselnde Batterie und vor allem Bodenflak und Sturmgeschütze. Das alles ließ die Hoffnung auf Festigung unserer Lage steigen. Übers Moor vernahm man gleichzeitig den Gefechtslärm von Kolpino und konnte, auch ohne ein Strategie zu sein, erkennen, wie der Russe die Zange ansetzte, und daß wir selbst in diesem großen Kessel sein Endziel waren. Eisige Tage, flirrender Frost, und das alles wechselte wieder mit Tauwetter und erneutem Frost. Unvergeßlich ist mir der Besuch einer Bataillonsbereitsstellung, wobei ich zum ersten Mal wieder nach längerer Pause das Heulen russische Granaten über mir hörte und das Singen der Splitter und gerade noch zur rechten Zeit den schützenden Bunker erreich-

te. Was habe ich an Leid und Schmerz in diesen Wochen vor meinen Augen vorüberziehen sehen, und nicht nur gesehen, mitempfunden, bis man einfach dumm und stumpf gar nicht mehr alles im einzelnen zu erfassen in der Lage ist. Wieviel Tapferkeit dazwischen! Aus den hunderten und aberhunderten von Verwundeten, die in ihrer Winterkleidung auf dem Stroh lagen, auf dem Tragen bereitstanden, in den Betten der einzelnen Blockhäuser untergebracht waren, haben sich einige meinem Gedächtnis unvergeßlich eingeprägt. Da wird einer aus dem Operationsraum gebracht, ein blutjunger Burscher, noch unter Einwirkung der Narkose ruft er Jesus und Gott an. Wie er zu sich kommt, erkennt er mich, läßt meine Hand nicht mehr los, bis ich mich neben ihn setze. Er erzählt mir mit fliegendem Atem, daß er ein schlechter Mensch gewesen sei, aber er wolle nun Gott die Treue halten, bestimmt, aber leben müsse er nur, leben. Ich spreche mit ihm von seiner Mutter und von seiner Braut, schreibe für ihn eine Karte nach Hause und beruhige ihn über seinen Zustand. Schließlich wird er ganz still. Die Spritze lehnt er ab. Ich soll bei ihm bleiben. Eine Zeitlang tue ichs noch. Dann schläft er ein. Er ist glücklicherweise, wie ich vom Arzt erfahre, nicht lebensgefährlich verletzt. Er wird heimkommen. Da sitze ich öfter neben einem Leutnant, der fast zu schwach ist zum Reden, und dennoch will er mir alles berichten, wie er so schwer verwundet wurde, daß seine Leute ihn für tot hielten und liegen ließen, wie die Russen um ihn waren und wie ihn eigene Leute schließlich doch aufnehmen und im Akja, einem kleinen Schlitten, ein Stück zurückbringen, ein russischer Feuerüberfall die Gruppe zersprengt und er wieder einsam im Schnee liegt und wie er dann endlich nichts geborgen wird. Er sagt: "In diesen Stunden konnte ich nichts anderes tun, als mich Gott befehlen." Tage darauf ist er tot. Wenige Betten weiter richteten sich fragende und bangende junge Augen eines Leutnants auf mich, der einen Kieferschuß hatte und nicht sprechen konnte. Wie er den Pfarrer sah, schrieb er auf ein Papier: "Ist mein Zustand besorgniserregend?" Ich spürte sein Vertrauen. Ich hätte es auch nicht enttäuscht, wenn er dem Tode nahe gewesen wäre, aber Gottseidank, es sah schlimmer aus, als es war, und seine Augen leuchteten dankbar auf, als ich ihm auf den Zettel die beruhigende Erklärung des inzwischen von mir befragten Arztes aufschreiben konnte. Einen tiefen Eindruck machte auf mich ein Feldwebel, der sich mit schwerem Lungenschuß zurückgeschleppt hatte unter Anspannung der letzten Kraft und nun sagte: "Sollte ich jetzt sterben, so sterbe ich wenigstens unter meinen Kameraden." Da ist einer, der verwundet zurückbleib im Schnee und sich tot stellte als die Russen kamen. Er sah, wie diese zwei deutsche Schwerverwundete erschossen und erlebte innerlich die Hölle. Russische Panzer rollten direkt an ihm vorbei, ein zweiter Schuß trifft ihn ins Bein. Er darf sich nicht rühren, damit man nicht merkt, daß er lebt. Endlich, als sich das schützende Dunkel über das Todesfeld breitet, gelingt es ihm in stundenlangem Quäken, zu den deutschen Linien zurückzurobben. Nun geht es ihm verhältnismäßig gut. Es ist ein Prachtwachtmeister, noch von der alten Art.

Welches Lied der Kameradschaft erhebt sich über all diesen verbundenen, zerschossenen und amputierten Männern? Da liegt einer und weint, er weint nicht über sein Leid, das schwer genug ist. Er weint, weil vier Kameraden bei seiner Rettung das Leben lassen mußten. Immer wieder hört man einen von seiner Bahre aus die Namen seiner gefallenen Kameraden aussprechen. Andere wiederholen die Namen. Und dann ist Schweigen. Sie denken den Toten nach. Überhaupt keiner ist in sein eigenes Los versunken. Alle leben noch im Kampf, in der Kameradschaft, denken in Gemeinschaft. "Wie steh's vorne?" Das ist die Frage, die sie immer wieder an mich richten. Wo freilich der Köperscherz wie eine Welle über einem Menschen zusammenschlägt, versinkt er im eigenen Leide. Nur eine schmerzstillende Spritze kann noch Erlösung spenden.

Und dann kauere ich wieder neben der Trage eines Sterbenden. Wie oft in diesen Tagen sehe ich das langsame Erlöschen, das stoßweise immer seltener werdende Atmen, das Spitzwerden des Gesichtes, das Weiße der Augen, bis plötzlich unmerklich alles zu Ende ist und man erst mit der Taschenlampe feststellen muß, ob es wirklich zu Ende ist. Sie sterben leicht, diese erschöpften, ausgebluteten Männer. Einer hat vor seinem Tode noch ein euphorisches Aufflackern. Er sagt zu mir: "Es steht schlecht, aber mit Gottes Hilfe geht's schon wieder." Er zeigt mir einen Granatsplitter, den er in seiner Brusttasche trägt. Den will er aufheben, für später. Ein Sanitäter stößt etwas ungeschickt an seine Bahre; da ruft er: "Du, gleich steh ich auf und geh dir nach!" In zehn Minuten schläft er ein und in zwanzig Minuten ist er tot.

An einen muß ich noch denken, der mir sein Amulett zeigte, ein Katholik. Eine geweihte Altarnachbildung aus Altötting in einer silbernen Kapsel. Er glaubt felsenfest, daß ihn nur dies vor dem Tode bewahrthabe; denn seine Kameraden am Geschütz seien alle gefallen. Kann man solchen Glauben zerstören? Ich kann es einfach nicht.

Wieviel könnte man noch schreiben? Aber die Masse der Erinnerungen geht ineinander über wie Nacht und Tag dieser Einsatzwochen. Immer wieder führt mich der Dienst an die Gräber. Mit Handgranaten müssen sie in das steinharte Erdreich gesprengt werden. Oft verhüllt Schnee die toten Gesäalten. Sie sind steifgefroren und leichter zu heben und hinabzusenken. Schlittenladungen mit gefrorenen Leichen werden zurückgebracht. Einundachtzig beerdige ich in diesen Wochen. Werde ich diese Bilder je wieder ganz losbringen? Ein Toter liegt im Grab. Ein Arm, steifgefroren, zeigt nach oben. Während ich spreche, rutsch Erde ab und der Arm bewegt sich, als würde er winken. Das wiederholt sich öfter. Wer kann so etwas je vergessen? Ich bemühe mich, immer wieder neue Worte zu finden, um an den Gräbern die Auferstehungsbotschaft zu verkündigen. Es ist doch eine ganz schöne Zahl von Kameraden, die jedes Mal zuhört, nicht gleichgültig oder scheinbar aufmerksam wie im Frieden in der Heimat, nein voll inniger Beteiligung. Jeder weiß: Vielleicht morgen ich. Mancher wird vielleicht meinen, es sei schwer, angesichts dieser zerfetzten Leiber vom ewigen Leben zu künden. Das stimmt nicht. Wer den Tod in seiner grausigen Nacktheit sieht. Wer den Verfall des Irdischen der-

art handgreiflich vor Augen hat, der versteht, daß man nur eine leere Hülle ins Grab legt, weiß, daß Erde wieder zurück zur Erdemuß, und der glaubt auch, daß das Andere, das Wirkliche, die Seele irgendwo weiterleben wird, weiterleben muß. So gehen diese Wochen dahin. Ich war bei Stabsarzt Wagner auf dem Hauptverbandsplatz in Lipki und war dann auch noch auf zwei anderen Hauptverbandsplätzen, auf verschiedenen Sonderfriedhöfen außer dem nahen Ramsi, wo wir einen neuen Ehrenfriedhof her richteten. So lag Lipki für meinen Einsatz direkt zentral. Endlich war die Gefahr gebannt. Einbruch abgeriegelt. Beim Gegenangriff ein Teil der Russen eingeschlossen. Die Russenverluste waren furchtbar. Aus dem Einbruch war ein Abwehrerfolg geworden. Ich kehrte mit dem neuen katholischen Kriegspfarrer Schön, dem Urbayern nach Pommeran je zurück. Erst jetzt komme ich dazu, einige Tage im Tagebuch nachzuschreiben.

Einige Tagebucheinträge vom Juli 1943

18.7. Der erste Gottesdienst um 8.30 Uhr war in einem Bunker. 15 Mann und ein Leutnant nahmen teil. Mehr gingen in diesen Bunker auch gar nicht hinein. Der Leutnant sang fest mit, und alle waren ganz bei der Sache. Danach stellte sich heraus, daß der Leutnant im Zivilleben Psychologe ist und nebenbei auch Theologie studiert hat. Der zweite Gottesdienst bei den Pionieren im Pionierlager war noch viel schöner. Ein herrlicher Kinobunker mit aufsteigenden Bankreihen nahm uns auf. Der Altar stand auf einer dunklen Bühne und wurde um so mystischer von den Altarkerzen und von den beiden dreiarmigen Hlzwandleuchtern beschienen. Im Hintergrund hatten die Soldaten Birkenbäume aneinander gerieht. Es sah wunderwill aus. Die Aufnahme der Predigt war ebenfalls ganz groß, und zum Abendmahl blieben 15 von den 49 Anwesenden. Mittags war ich bei der Führungsabteilung. Im Regen fuhr ich später mit dem PKW zurück.

19.7. Sommersonne und Hitze. Und heute wird nun einer standrechtlich erschossen, der einen Kameraden töten wollte. Ich sah ihn, wie er zur Vollstreckungsverkündigung geführt wurde. Ein vierschrötiger Kerl mit offenbar wenig Seelenleben. Pfarrer Schön muß ihn betreuen. Um 15.00 Uhr ist die Exekution. Ich ritt bei großer Hitze auf dem Pferd Kastanie nach . Ich hatte Gräberangelegenheiten dort zu ordnen. Auf dem Rückweg galoppierte ich eine längere Strecke, nahm eine Kurze auf der Wiese etwas zu scharf, und schon war's geschehn. Die Vorderbeine rutschten Kastanie nur so weg, und ich flog, mich überschlagend, in die Gegend. Als ich dann ziemlich dümmlich aufstand und mit Freuden feststellte, daß alle Knochen heil waren, nur Brille und Mütze fehlten, sah ich Kastanie, gar nicht weit, unschlüssig stehen. Ich ging vorsichtig lockend auf sie zu und erwischte sie, fand dann auch Brille und Mütze unversehrt wieder und konnte zu neuen Tagen aufsteigen. Abends tat dann der Rücken aber doch etwas weh. Kastanie hat nur einen harmlosen Bluterguß.

20.7. Da Pfarrer Schön, der katholische, heute hierblieb, hatte ich den PKW endlich

für mich allein. Ich fuhr über Chapki nach Kostowo, besuchte das zweite Bataillon 436, die Ortskommandantur und den Hauptverbandsplatz mit einigen Schwerverwundeten. Überall machte ich Gottesdienste aus. Dann fuhr ich zur Schnellen Abteilung und ging von dort aus in die Moor-Tannen-Stellung. Nur eine Tannenblende ist gegen die Russen aufgerichtet, sonst sind es Blockbunker, sehr geräumig, und der Kompaniegefechtsstand ist viel komfortabler als mein Frostbunker. Ich besuchte die Leute in einigen Bunkern und auf verschiedenen MG-Posten. Als ich später beim Kommandeur der Abteilung war, kam gerade die erschütternde Meldung, daß Oberleutnant von Prinz und zwei Mann auf eine Mine gelaufen seien und nichts mehr von ihnen übrig blieb. Prinz hat drei Kinder und ist seit Anfang dabei. In einer derartig ruhigen Stellung mußte es ihn nun schnappen. Abends um 19.00 Uhr kam ich zurück.

21.7. Nach Mitternacht war das beiderseitige Feuer derartig stark, daß ich nicht mehr schlafen konnte. Um 2.00 Uhr begann dann das Trommelfeuer, und zwar nicht direkt im Divisionsabschnitt, aber links anschließend bis Emga. Ich hatte dem Gehör nach das Gefühl, daß wir mit dem Trommelfeuer zugekommen waren und dann erst die Russen folgten. Manche Einschläge kamen ziemlich nahe an Belugunowo heran. Als dann der erste größere Fliegerangriff kam und die Bomben um unseren Ort herum rauschten, zog ich mich an, und zwar gleich ganz frisch, um für alle Fälle bereit zu sein, wenn es auf uns übergreift und ich nun vor muß und nicht weiß, wie lange ich dort vorne zu bleiben haben. Ich stand dann lange noch vor dem Bunker. Ein imponantes Bild für Auge und Ohr. Die aufgehende Sonne, die zwitschernden Vögel, das ständige Rollen und Grollen, das Beben der Erde, russische Flieger zu je sechs, von Flakwolken umgeben, Leuchtspur nach oben - wenn man nicht wüßte, daß zur selben Minute hunderte sterben und qualvoll leiden müssen, könnte man so etwas schön nennen. Nun mußte ich heute vor zu Beerdigungen. Die Fahrt verlief gut, nur während der Beerdigung ging plötzlich auch in unserer Hauptkampflinie der Lärm los. Der Russe schoß mit Flak und mit Granatwerfern, mit Artillerie und mit Pak, gleichzeitig kamen Flieger. Ich führte die Beerdigung rascher zuende und fuhr dann zum Bunker der 4. Abteilung, wo ich warten wollte, bis ich die nächste Beerdigung im Arnberger Lager halten könnte. Kaum war ich im Bunker, da krachten auch schon schwere Russische Einschläge näher und ferner, weil überall unsere feuernde Batterie stand. Manche Einschläge waren ganz nahe. Der Bunker bebte, und der Dreck rieselte von den Wänden. Inzwischen gab Hauptland Knoch und sein Oberleutnant am Telefon die Feuerkommandos, als die Leitungen durchschossen waren, durch Funk. Es war sehr spannend. Überall krachte es. Auf einmal wurde die Sache ernst. Es kam die Meldung: "Feind nebelt sich ein. Scheint angreifen zu wollen." Das Feuer wurde auf diesen Punkt gelegt. "Feind greift an. Ist bei der 7. Kompanie schon durch!" Jetzt konnte das Feuer nur noch hinter den Feind gelegt werden. Immer näher ging es auf 1.00 Uhr, wo ich im Arnberger Lager eine Beerdigung festgelegt hatte. Die Vernunft sagte mir: Es ist eigentlich wahnsinnig,

jetzt dahinzufahren, wenn die Einschläge krachen und sicher eine Beerdigung nicht gehalten werden kann, aber es ging mir nun gegen das Gewissen, zu kneifen. Vielleicht warteten die Soldaten doch, und der Pfarrer kam dann nicht. Dann sauste ich los. Rechts und links Granatwerfereinschläge mit bösartigem Knall. Dann wieder flogen hohe Fontänen in die Höhe von schweren Granaten. Besonders an den Kurven zum ansberger Lager gab es Zunder. Wir fuhren wie der Teufel. Einmal rannte Schnauz, mein Fahrer, vor Aufregung mit dem Wagen fast an einen Baum. Als wir zum Friedhof beim ansberger Lager kamen, stand tatsächlich der Sarg verlassen da. Man hatte dort Särge, weil dort in der Nähe ein Bretterwerk war. Ich suchte den Regimentsgefechtsstand, und dort sagte mir der Feldwebel, daß die Leute alle wegen des Feuerüberfalls in den Bunkern seien und nicht herauskämen. Wir machten kehrt, um nun zur Schnellen Abteilung zu fahren. wo um 15.00 Uhr die große Beerdigung angesetzt war. Unterwegs wieder Einschläge. Als der Wagen im Dreck stecken blieb, krachte es wieder rechts und links, und eine Fontäne stieg hoch. Da bekommt man ungeahnte Kräfte zu schieben! Sofort war der Wagen wieder aus dem Dreck heraus und vorwärts ging's. Kurzer Besuch beim Regimentsgefechtsstand 436, wo noch alles still war, und dann zur Schnellen Abteilung. Die Beisetzung um 15.00 Uhr war ungestört und sehr feierlich. Alle Offiziere nahmen im Stahlhelm teil. Der Ehrenzug, welcher auch mit Gewehren dann die Ehrensalve schoß - dreißig Mann. Andere vierzig Mann standen im Stahlhelm daneben. Die Särge des Oberleutnant von Prinz und der zwei Unteroffiziere standen schon an den Gräbern. Die Sonne schien. Der Lärm des Kampfes bei 437 drang nicht bis hierher. Ich sprach über "Seid stille, und erkennet, daß ich Gott bin." Gerade die innere Erregung der zurückliegenden Fahrt setzte sich in Schwung und Kraft für die Predigt um. Am Schluß sprach Oberleutnant von Kranz. Nachdem die Salve abgefeuert war, sangen wir den Guten Kameraden. Todmüde, da ich die Nacht kaum schlafen konnte, fuhr ich dann nach Kustowo, holte Dr. Mehske ab und kam um 19.00 Uhr bei einem Platzregen heim. Abends wieder Trommelfeuer an der Engar und Front. Über uns schießen die Flieger.

Tagebucheintrag vom 24. September

Diesmal quäle ich mich mit dem PKW, mit dem katholischen Pfarrer Satzke durch und schicke den Wagen zurück. Dann trenne ich mich von Satzke. Zum letzten Mal sehe ich ihn gesund und kraftvoll vorwärtsschreiten, den Rucksack auf dem Rücken. Beim Verbandsplatz gebe ich liegenden Verwundeten zu trinken. Einer mit einem Ruckschuß wälztsich immer herum auf der Trage. Ich verteile den Rest der Schokolade. Ein Toter wird gebracht. Der halbe Schädel hängt weg. Wir richten unter einer Birke einen Totensammelplatz ein. Es liegen schon viele dort. Dann stapfe ich im Sumpf am Damm entlang zu einer Granatwerferfeuerstellung. Zwischen den Bäumen ist Sumpfwasser. Man muß springen oder durchwaten. Eine Zeitlang bin ich bei diesen Männern. Als

ich zum Hauptverbandsplatz eines Bataillons will, kommt ein schwerer Feuerüberfall. Baumfetzen wirbeln durch die Luft. Dann heißt's: durch den Sumpf springen, daß es nur so spritzt. Dank des Arztes finde ich Deckung. Dann kracht's, und die Erde bebt. Es regnet auch wieder. Man bringt immer drei Krankenwagen zusammengekoppelt hinter einer Zugmaschine. Ich fahre mit und besuche den neu angelegten Heldenfriedhof 436. Tote liegen überall herum. Da erst ein Grab fertig ist, beerdige ich als zweiten Leutnant Schanz. In der Dämmerung komme ich mit der Zugmaschine wieder zum Damm. Dabei erfahre ich, daß mein Kamerad, der katholische Pfarrer Satzke, durch Oberarmschuß schwer verwundet, eben verladen worden sei. Nun hat es ihn nach fünf kaum nennenswerten Verwundungen doch geschnappt. Es ging knapp am Kopf vorbei. Ein russischer Baumschütze hatte mit Explosivgeschütz getroffen, als er aus einem Sanitätsunterstand stieg. Armer Kerl voll Tatendrang, der nie krank war, wie schwer wirst du darunter leiden! In solchen Stunden vergißt man alles Persönliche, und das Herz ist bedrückt von Mitleid. Wir arbeiteten nun zwei Jahre zusammen. Bei strömendem Regen tappe ich mich im Dunkeln den Knüppeldamm zurück. Über mir ~~knackten~~^{bersten} böseartig krachend Schrapnells, links Artillerieeinschläge. So wird man durch die Nacht gehetzt. Um acht Uhr melde ich dem General Satzkes Verwundeung.

Gedicht, geschrieben am 15.3.1940 in Krakau

Das Sternbild

Ein Sternbild flimmert in schwarzer Nacht,
Darunter schwelen die Brände,
Gefaltet sind zitternde Hände.
Darunter ist rastlose Flucht,
Eine Mutter ihr Kindlien sucht.
Darunter sind Schmerzen, ist Tod.
Versprengte gieren nach Brot.
Darunter ist Stürmen, ist Stolz, ist Sieg
Ist Bersten und Krachen und tausendfach Krieg.
Millionen, die Leiden, die Sterben, die siegen,
Sie lassen voll Sehnsucht die Blicke fliegen
Zu dem Sternbild, das flimmert in schwarzer Nacht.

Ein Sternbild flimmert in schwarzer Nacht,
Darunter die Heimat im Dunkeln
Vermehrt der Sterne Funkeln.
Darunter lesen Eltern den Brief,
Daß ihr Sohn in fremder Erde schließ.
Darunter liegt's Kindlein in traumlosem Glück,
Weiß nicht, daß kein Vater mehr kommt zurück.
Darunter hofft und bangt eine Braut,
Eine Frau, eine Mutter, und alles schaut
Nach den Lichtern, die stets die gleichen,
Im Osten, im Westen, im Nord bei den Deichen,
Zu dem Sternbild, das flimmert in schwarzer Nacht.

Krieg ist etwas Furchtbares. Und in mancher Nacht kommen in den Träumen die Erinnerungen wieder von allem dem grausen Geschehen, das man erlebt hat. Und dann kann man immer nur eines tun: Gott bitten, er möge uns behüten vor einem ähnlichen Kriege oder gar vor einem nach der neuen Art, der ja viel schrecklicher sein wird als je einer gewesen ist.

Wir alle aber wollen uns innerlich so erziehen, daß wir den Krieg ablehnen als etwas Abscheuliches, Teufliches, das niemals von einem Menschen geschaffen werden kann, der auch nur einen Funken von Liebe im Herzen trägt.

Studie zur Namensgeschichte

Eduard Wunderer

Der Vorname

Eduard ist wie Edgar und Edmund ein altenglischer Königsname seit dem 10. Jahrhundert. Als erster trug ihn, Eduard der Ältere, der schon den dänischen Herrschaften zwischen Themse und Humber vorstand und im Jahre 924 starb. Dann trug ihn, Eduard der Bekenner als letzter König aus dem westsächsischen Königshaus, um 1003. Dann weitere zahlreiche Edúrd's auf dem englischen Thron bis Eduard VIII., Herzog von Windsor. Er dankte noch vor seiner Krönung ab um Mrs. Simpson zu heiraten. "Eduard" bedeutet soviel wie "Hüter des Besitzes".

Der Name wurde erst im 18. Jahrhundert in Deutschland bekannt, und zwar durch den Edouard in Rousseaus Roman "La nouvelle Héloïse" (1761). Die französische Form ist "Edouard", die englisch Form "Edward", die norwegisch-schwedische Form "Edvard".

"Edward" würde übrigens deutsch "Otwart") entsprechen (ed=od) und heisst soviel wie "Glück, Besitz". Die englische Koseform ist "Ed, Eddy".

Die Romanliteratur des ausgehenden 18. Jahrhunderts und des beginnenden 19. Jahrhunderts sorgte für weiteste Verbreitung und Beliebtheit des Namens; genannt seien: Jacobis' "Eduard Allwill" 1775; Vulpius' „Eduard Rosenthal" 1784; Sophie Mercaus' "Amande und Eduard" 1803; Claudius' "Eduard, der Zögling der Natur" 1801. Auch Goethe, Iffland und Kotzbuue verwenden ihn. Auch "Eduard und Emilie" deuten einwandfrei auf Rousseau, ebenso die Brüder Eduard und Emil Devrient 1801/03. Ebenso "Edouard et Elfriede" von Valeour 1816 und "Eduard und Mthilde" in Müllers Lustspiel "Die Onkelei" 1820.-

Dass der Name Eduard im Bauernstande wenig Interesse fand, bestätigt den literarischen Charakter dieses Liebhabernamens.-

Bekannte Träger des Namens "Eduard" sind:

E. Mörike, der schwäbische Dichter und protestantische Pfarrer, der nach Goethe der bedeutendste deutsche Lyriker des 19. Jahrhunderts ist (1804-1875);

E. Graf Keyserling, der deutsche Erzähler (1855-1918)

E. Stilgebauer, ein bekannter Romanschriftsteller (1868) *sind*
E. Künnecke, der deutsche Operettenkomponist (1885-1953).

Der Familienname Wunderer

Der Name "Wunder" ist oberdeutschen Ursprunges, "Wunderl" und "Wunderer" sind mittelhochdeutschen Ursprunges. Sie bezeichnen jemand, der sich mit ungewöhnlichen Dingen oder Ereignissen abgibt, also ein Wundertäter, mittelalterlich auch ein Neuigkeitskrämer. In der Heldensage ist "Wunderer" der Name eines Ungeheuers, eines Menschenfressers, der eine schöne Jungfrau verfolgte und von Dietrich von Bern getötet wurde (14. Jahrhundert). Dietrich von Bern errettet die schöne Sälde (= das Glück) aus den Händen des wilden "Wunderer's". Die Sage steht im "Heldenbuch", das ist eine 1450 im Elsass entstandene Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte der Heldensage. (Etzels Hofhaltung).

Die ältesten feststellbaren Namen "Wunder(er)" sind:

Hermann Wunder 1262 in Hamburg

Kunz der Wunderer 1345 in Cannstadt bei Stuttgart

Jakl Wundrer 1363 in Znaim (Südmähren) *sind*

Heinczl Wunder 1397 ebenfalls in Znaim.

(Nebenbemerkung: der Name "Wunderlich", der oft in Sachsen, Schlessien und Österreich vorkommt, ist mittelhochdeutschen Ursprunges und bedeutet soviel wie "reizbar, launisch, wunderlich".) -

Im Internationalen Biographischen Archiv fand ich folgende Namensträger:

Dr. phil. Dieter Wunder, deutscher Pädagoge in Düsseldorf (jetzt noch lebend?) und Georg Wunderle, kathol. Philosoph und Theologe, Professor der Apologetik und vergleichenden Religionswissenschaft an der Universität Würzburg (1881-1950).

(Grundlage der Untersuchung: Würzburg, den 20. September 1982

Dr. Hans Bahlow, Berlin/Etymologie

Dr. Karlmann Brechenmacher/Etymologisches Wörterbuch

Dr. phil. Edmund Nied/Namensgeschichte, und mehrere Geschichtswerke und Lexika.)

Leo Meister

Wehrmachtsoberpfarrer
Eduard Wunderer - Kriegspfarrrer im zweiten Weltkrieg

Auszüge aus dem Kriegstagebuch vom Jahre 1943

Um 11.00 Uhr waren Pferde bestellt. Schnauz~~l~~, den Burschen, schickte ich zurück. Den Rucksack nahm mein Begleitreiter. Er saß auf einem zottigen, grausligen Panzerschimmel und sah mit Gewehr und Gasmaske sehr nach Wildwest aus. Für mich stand ein braunes, dickes, kleines Ungeheuer da, Zugpferd von Zivilberuf. Ich kletterte hinauf. Erst wollte das Pferd überhaupt nicht aus Ramse ~~h~~aus, dann lief es dem Schimmel nach. Als ich es zur Ermunterung ein wenig mit der Gerte schlug, machte es einfach kehrt und wollte wieder nach dem Ort Ramse zurück. Allmählich merkte ich, daß man dieses Tier nur als Tragtier verwenden könne, d.h. sich einfach durch den fußhohen Dreck tragen lassen mußte, ohne den zwecklosen Versuch einer reiterlichen Einwirkung zu unternehmen. So ging's denn unendlich langsam schließlich doch in 1 1/4 Stunden zum Regimentsgefechtsstand 138. Die Füße in den Gummistiefeln waren eiskalt. Einige Schnäpse beim Adjutanten belebten mich aufs ~~Neue~~. Ein netter zwanzigjähriger Gefreiter, Franz genannt, begleitete mich von nun an durch brechendes Eis, durch Wasser und Schlamm und Kot zum Bataillonsgefechtsstand 438. Wieder ging es ohne Begrüßungsschnaps nicht ab. Mit dem Kompaniechef, Leutnant Mallow, der früher evangelischer Vikar war und dann aktiver Offizier wurde, besuchte ich die Hauptkampflinie. Erst ging's zwischen gekappten Birken hindurch über Sumpf und brechendes Eis zur Stellung der Granatwerfer. In den drei Bunkern besuchte ich die Leute. Man versank beim Weiterweg fast bis zum Knie in schwarzem Sumpfwasser. Die Russen schossen mit Granatwerfern da und dorthin in die Stellungen, kein sympathisches Gefühl. Wir kamen durch Wasser und durch Dreck zur Stellung der Infanterie. Überall wurde fieberhaft gearbeitet. Gegen die nur 100 Meter entfernten Russen waren lediglich Gefechtsstände aus Bohlen und die üblichen Tannenblenden vorhanden. Nun wurde tiefer gegraben. Und jetzt ging's von Bunker zu Bunker mit kurzer Begrüßung jedes einzelnen. Über uns flogen einmal 31 einmal 28 deutsche Ju 88 gegen den Feind. In den Bunkern war es sehr heiß, die Stimmung relativ gut. Ich kam auch noch zum Chef der sechsten Kompanie. Dann drängte die schwächer werdende Sonne zur Rückkehr, wieder durch Kot, Schlamm und blankes Wasser. Ich sah die acht zerstörten Russenpanzer, welche ein Mann mit der PaK erledigt hatte und dadurch den damaligen Regimentsgefechtsstand 436 rettete. Ein wildes Kriegsbild, diese Panzer zwischen zerfetzten Birkenstämmen, von schwarzem Sumpfwasser umgeben. Auf einmal kanllten bei den Russen Gewehrschüsse, ^{die gegen} die Bäume klatschten. Die Stelle, wo wir gingen, war eingesehen. Leutnant Mallow beeilte sich, mit mir in den Bunker zu kommen. Ich lehnte einen neuerlichen Schnaps energisch ab und machte mich mit Franzl auf den Rückweg. Da heulte es über

uns wie Granaten, nur heller. Es schlug zweimal ins Wasser und spritzte auf; es kreierte aber nicht. Das dritte Mal gab es eine kleine Sprengwolke. Es müssen russische Gewehrgranaten gewesen sein. Da beschleunigt man doch unwillkürlich seine Schritte und kommt um eine kleine Verbeugung vor dem Kriegsgott nicht herum. Der Rückweg machte mich recht, recht müde. Man glaubt nicht, wie anstrengend das Laufen im Sumpf ist. Ich troff am ganzen Körper. Endlos kam mir der Weg zum Regiment vor. Ich war glücklich, als ich mich auf dem Rücken meines sofaartigen Braunen ausruhen konnte, der nun schneller, zeitweise sogar trabend der Heimat entgegenpatschte. Beim vorgeschobenen Wagenhalteplatz hielt ich noch kurz an, um dann in noch besserem Tempo den ferne auftauchenden Häusern Ramses entgegenzureiten. Beim Näherkommen von Ramses machte mein Dicker sogar vor jedem Trab einige unbeholfene Galoppsprünge, die mich wohl aus dem Sattel hätten werfen können, wenn nicht meine langen Beine immer fest am Gaulsbauch geklammert gewesen wären.

In Ramse hatte ich vom Pferd herab Anschluß an einen Sanka nach Lipki und war so bei Dämmerung zurück. Nun fror mich aber gewaltig. Ich war ja schweißnaß aufs Pferd gestiegen und bei einsetzendem Abendfrost in Gummistiefeln auf dem Pferd ruhig gesessen. Dort beugte ich mit Chinin einer Erkältung vor. Abends gab's bei Wagner ein erlegtes Birkenhähnchen. Dazu konnte man Toni in der Küche arbeiten sehen, und das Auge hatte auch etwas.

Ein zusammenfassendes Stück aus dem Tagebuch ab März 1943

Der Einsatz bei Swertinja ist vorüber. Wenn ich so daran zurückerdenke, gehen mir die Tage und Nächte ineinander über. ^{Und ich sehe immer wieder} Die große Aufnahmebaracke auf dem Hauptverbandplatz in Lipki, voll Verwundeter, höre ihr Stöhnen und draußen das Klappen der Türen von den Sanitätswagen und, als ständigen dumpfen Hintergrund, das Rollen der Front. Ich denke an die unheimlichen Tage, da der durchgebrochene Russe uns gegenüberstand, an die Erzählungen verstörter, vom Panzerschreck erfaßter Verwundeter, an die plötzliche Häufung der Zugänge, einmal bis 240 Verwundete an einem Tage allein bei unserer Sanitätskompanie. Und dann begann auf der Landstraße das Rollen. Und jeder Lastwagen mit Infanterie, der schnell irgendwo hergeworfen wurde, jede vorbeirassende Batterie und vor allem Bodenflak und Sturmgeschütze. Das alles ließ die Hoffnung auf Festigung unserer Lage steigen. Obers Moor vernahm man gleichzeitig den Gefechtslärm von Kolpino und konnte, auch ohne ein Strategie zu sein, erkennen, wie der Russe die Zange ansetzte, und daß wir selbst in diesem großen Kessel sein Endziel waren. Eisige Tage, ~~K~~lirrender Frost, und das alles wechselte wieder mit Tauwetter und erneutem Frost. Unvergeßlich ist mir der Besuch einer Bataillonsbereitstellung, wobei ich zum ersten Mal wieder nach längerer Pause das Heulen russischer Granaten über mir hörte und das Singen der Splitter und gerade noch zur rechten Zeit den schützenden Bunker erreich-

te. Was habe ich an Leid und Schmerz in diesen Wochen vor meinen Augen vorüberziehen sehen, und nicht nur gesehen, mitempfunden, bis man einfach dumpf und stumpf gar nicht mehr alles im einzelnen zu erfassen in der Lage ist. Wieviel Tapferkeit dazwischen! Aus den Hunderten und Aberhunderten von Verwundeten, die in ihrer Winterkleidung auf dem Stroh lagen, auf dem Tragen bereitstanden, in den Betten der einzelnen Blockhäuser untergebracht waren, haben sich einige meinem Gedächtnis unvergeßlich eingepägt. Da wird einer aus dem Operationsraum gebracht, ein blutjunger Bursche, Koch unter Einwirkung der Narkose ruft er Jesus und Gott an. Wie er zu sich kommt, erkennt er mich, läßt meine Hand nicht mehr los, bis ich mich neben ihn setze. Er erzählt mir mit fliegendem Atem, daß er ein schlechter Mensch gewesen sei, aber er wolle nun Gott die Treue halten, bestimmt, aber leben müsse er nur, leben. Ich spreche mit ihm von seiner Mutter und von seiner Braut, schreibe für ihn eine Karte nach Hause und beruhige ihn über seinen Zustand. Schließlich wird er ganz still. Die Spritze lehnt er ab. Ich soll bei ihm bleiben. Eine Zeitlang tue ichs noch. Dann schläft er ein. Er ist glücklicherweise, wie ich vom Arzt erfahre, nicht lebensgefährlich verletzt. Er wird heimkommen. Da sitze ich öfter neben einem Leutnant, der fast zu schwach ist zum Reden, und dennoch will er mir alles berichten, wie er so schwer verwundet wurde, daß seine Leute ihn für tot hielten und liegen ließen, wie die Russen um ihn waren und wie ihn eigene Leute schließlich doch aufnehmen und im Akja, einem kleinen Schlitten, ein Stück zurückbringen, ein russischer Feuerüberfall die Gruppe zersprengt und er wieder einsam im Schnee liegt und wie er dann endlich nichts geborgen wird. Er sagt: "In diesen Stunden konnte ich nichts anderes tun, als mich Gott befehlen." Tage darauf ist er tot. Wenige Betten weiter richteten sich fragende und bangende junge Augen eines Leutnants auf mich, der einen Kieferschuß hatte und nicht sprechen konnte. Wie er den Pfarrer sah, schrieb er auf ein Papier: "Ist mein Zustand besorgniserregend?" Ich spürte sein Vertrauen. Ich hätte es auch nicht enttäuscht, wenn er dem Tode nahe gewesen wäre, aber Gottseidank, es sah schlimmer aus, als es war, und seine Augen leuchteten dankbar auf, als ich ihm auf den Zettel die beruhigende Erklärung des inzwischen von mir befragten Arztes aufschreiben konnte. Einen tiefen Eindruck machte auf mich ein Feldwebel, der sich mit schwerem Lungenschuß zurückgeschleppt hatte unter Anspannung der letzten Kraft und nun sagte: "Sollte ich jetzt sterben, so sterbe ich wenigstens unter meinen Kameraden." Da ist einer, der verwundet zurückbleibt im Schnee und sich tot stellte, als die Russen kamen. Er sah, wie diese zwei deutsche Schwerverwundete erschossen und erlebte innerlich die Hölle. Russische Panzer rollten direkt an ihm vorbei, ein zweiter Schuß trifft ihn ins Bein. Er darf sich nicht rühren, damit man nicht merkt, daß er lebt. Endlich, als sich das schützende Dunkel über das Todesfeld breitet, gelingt es ihm in stundenlangem Quäken, zu den deutschen Linien zurückzurobben. Nun geht es ihm verhältnismäßig gut. Es ist ein Pachtwachtmeister, noch von der alten ART.

Welches Lied der Kameradschaft erhebt sich über all diesen verbundenen, zerschossenen und amputierten Männern? Da liegt einer und weint, er weint nicht über sein Leid, das schwer genug ist. Er weint, weil vier Kameraden bei seiner Rettung das Leben lassen mußten. Immer wieder hört man einen von seiner Bahre aus die Namen seiner gefallenen Kameraden aussprechen. Andere wiederholen die Namen. Und dann ist Schweigen. Sie denken den Toten nach. Überhaupt keiner ist in sein eigenes Los versunken. Alle leben noch im Kampf, in der Kameradschaft, denken in Gemeinschaft. "Wie steht's vorne?" Das ist die Frage, die sie immer wieder an mich richten. Wo freilich der Körperschmerz wie eine Welle über einem Menschen zusammenschlägt, versinkt er im eigenen Leide. Nur eine schmerzstillende Spritze kann noch Erlösung spenden.

Und dann kauere ich wieder neben der Trage eines Sterbenden. Wie oft in diesen Tagen sehe ich das langsame Erlöschen, das stoßweise immer seltener werdende Atmen, das Spitzwerden des Gesichtes, das Weiße der Augen, bis plötzlich unmerklich alles zu Ende ist und man erst mit der Taschenlampe feststellen muß, ob es wirklich zu Ende ist. Sie sterben leicht, diese erschöpften, ausgebluteten Männer. Einer hat vor seinem Tode noch ein euphorisches Aufflackern. Er sagt zu mir: "Es steht schlecht, aber mit Gottes Hilfe geht's schon wieder." Er zeigt mir einen Granatsplitter, den er in seiner Brusttasche trägt. Den will er aufheben, für später. Ein Sanitäter stößt etwas ungeschickt an seine Bahre; da ruft er: "Du, gleich steh ich auf und geh dir nach!" In zehn Minuten schlüft er ein, und in zwanzig Minuten ist er tot.

An einen muß ich noch denken, der mir sein Amulett zeigte, ein Katholik. Eine geweihte Altarnachbildung aus Altötting in einer silbernen Kapsel. Er glaubt felsenfest, daß ihn nur dies vor dem Tode bewahrt habe; denn seine Kameraden am Geschütz seien alle gefallen. Kann man solchen Glauben zerstören? Ich kann es einfach nicht.

Wieviel könnte man noch schreiben? Aber die Masse der Erinnerungen geht ineinander über wie Nacht und Tag dieser Einsatzwochen. Immer wieder führt mich der Dienst an die Gräber. Mit Handgranaten müssen sie in das steinharte Erdreich gesprengt werden. Oft verhüllt Schnee die toten Gesäalten. Sie sind steifgefroren und leichter zu heben und hinabzusenken. Schlittenladungen mit gefrorenen Leichen werden zurückgebracht. Einundachtzig beerdige ich in diesen Wochen. Werde ich diese Bilder je wieder ganz losbringen? Ein Toter liegt im Grab. Ein Arm, steifgefroren, zeigt nach oben. Während ich spreche, rutscht Erde ab, und der Arm bewegt sich, als würde er winken. Das wiederholt sich öfter. Wer kann so etwas je vergessen? Ich bemühe mich, immer wieder neue Worte zu finden, um an den Gräbern die Auferstehungsbotschaft zu verkündigen. Es ist doch eine ganz schöne Zahl von Kameraden, die jedes Mal zuhört, nicht gleichgültig oder scheinbar aufmerksam wie im Frieden in der Heimat, nein voll inniger Beteiligung. Jeder weiß: Vielleicht morgen ich. Mancher wird vielleicht meinen, es sei schwer, angesichts dieser zerfetzten Leiber vom ewigen Leben zu künden. Das stimmt nicht. Wer den Tod in seiner grausigen Nacktheit sieht, der den Verfall des Irdischen der-

art handgreiflich vor Augen hat, der versteht, daß man nur eine leere Hülle ins Grab legt, weiß, daß Erde wieder zurück zur Erde^{fuß}, und der glaubt auch, daß das Andere, das Wirkliche, die Seele, irgendwo weiterleben wird, weiterleben muß. So gehen diese Wochen dahin. Ich war bei Stabsarzt Wagner auf dem Hauptverbandsplatz in Lipki und war dann auch noch auf zwei anderen Hauptverbandsplätzen, auf verschiedenen Sonderfriedhöfen außer dem nahen Ramsi, wo wir einen neuen Ehrenfriedhof her richteten. So lag Lipki für meinen Einsatz direkt zentral. Endlich war die Gefahr gebannt. Einbruch abgeriegelt. Beim Gegenangriff ein Teil der Russen eingeschlossen. Die Russenverluste waren furchtbar. Aus dem Einbruch war ein Abwehrerfolg geworden. Ich kehrte mit dem neuen katholischen Kriegspfarrer Schön, dem Urbayern, nach Pommeran je zurück. Erst jetzt komme ich dazu, einige Tage im Tagebuch nachzuschreiben.

Einige Tagebucheinträge vom Juli 1943

18.7. Der erste Gottesdienst um 8.30 Uhr war in einem Bunker. 15 Mann und ein Leutnant nahmen teil. Mehr gingen in diesen Bunker auch gar nicht hinein. Der Leutnant sang fest mit, und alle waren ganz bei der Sache. Danach stellte sich heraus, daß der Leutnant im Zivilleben Psychologe ist und nebenbei auch Theologie studiert hat. Der zweite Gottesdienst bei den Pionieren im Pionierlager war noch viel schöner. Ein herrlicher Kinobunker mit aufsteigenden Bankreihen nahm uns auf. Der Altar stand auf einer dunklen Bühne und wurde um so mystischer von den Altarkerzen und von den dreiarmigen Holzwandleuchtern beschienen. Im Hintergrund hatten die Soldaten Eir-^{den} kenbäume aneinander gerichtet. Es sah wundervoll aus. Die Aufnahme der Predigt war ebenfalls ganz groß, und zum Abendmahl blieben 15 von den 49 Anwesenden. Mittags war ich bei der Führungsabteilung. Im Regen fuhr ich später mit dem PKW zurück.

19.7. Sommersonne und Hitze. Und heute wird nun einer standrechtlich erschossen, der einen Kameraden töten wollte. Ich sah ihn, wie er zur Vollstreckungsverklündung geführt wurde. Ein vierschrötiger Kerl mit offenbar wenig Seelenleben. Pfarrer Schön muß ihn betreuen. Um 15.00 Uhr ist die Exekution. Ich ritt bei großer Hitze auf dem Pferd Kastanie nach ~~XX~~. Ich hatte Gräberangelegenheiten dort zu ordnen. Auf dem Rückweg galoppierte ich eine längere Strecke, nahm eine Kurze auf der Wiese etwas zu scharf, und schon war's geschehn. Die Vorderbeine rutschten Kastanie nur so weg, und ich flog, mich überschlagend, in die Gegend. Als ich dann ziemlich dümmlich aufstand und mit Freuden feststellte, daß alle Knochen heil waren, nur Brille und Mütze fehlten, sah ich Kastanie, gar nicht weit, unschlüssig stehen. Ich ging vorsichtig lockend auf sie zu und erwischte sie, fand dann auch Brille und Mütze unversehrt wieder und konnte zu neuen ~~Tage~~ aufsteigen. Abends tat dann der Rücken aber doch etwas weh. Kastanie hat nur einen harmlosen Bluterguß.

20.7. Da Pfarrer Schön, der Katholische, heute hierblieb, hatte ich den PKW endlich

für mich allein. Ich fuhr über Chapki nach Kostowo, besuchte das zweite Bataillon 436, die Ortskommandantur und den Hauptverbandsplatz mit einigen Schwerverwundeten. Überall machte ich Gottesdienste aus. Dann fuhr ich zur Schnellen Abteilung und ging von dort aus in die Moor-Tannen-Stellung. Nur eine Tannenblende ist gegen die Russen aufgerichtet, sonst sind es Blockbunker, sehr geräumig, und dzerKompanie gefechtsstand ist viel komfortabler als mein Frostbunker. Ich besuchte die Leute in einigen Bunkern und auf verschiedenen MG-Posten. Als ich später beim Kommandeur der Abteilung war, kam gerade die erschütternde Meldung, daß Oberleutnant von Prinz und zwei Mann auf eine Mine gelaufen seien und nichts mehr von ihnen übrig blieb. Prinz hat drei Kinder und ist seit Anfang dabei. In einer derartig ruhigen Stellung mußte es ihn nun schnappen. Abends um 19.00 Uhr kam ich zurück.

21.7. Nach Mitternacht war das beiderseitige Feuer derartig stark, daß ich nicht mehr schlafen konnte. Um 2.00 Uhr begann dann das Trommelfeuer, und zwar nicht direkt im Divisionsabschnitt, aber links anschließend bis Enqa. Ich hatte dem Gehör nach das Gefühl, daß wir mit dem Trommelfeuer zuvorgekommen waren und dann erst die Russen folgten. Manche Einschläge kamen ziemlich nahe an Beluginowo heran. Als dann der erste größere Fliegerangriff kam und die Bomben um unseren Ort herum rauschten, zog ich mich an, und zwar gleich ganz frisch, um für alle Fälle bereit zu sein, wenn es auf uns übergreift und ich nun vor muß und nicht weiß, wie lange ich dort vorne zu bleiben habe. Ich stand dann lange noch vor dem bunker. Ein imponantes Bild für Auge und Ohr. Die aufgehende Sonne, die zwitschernden Vögel, das ständige Rollen und Grollen, das Beben der Erde, russische Flieger zu je sechs, von Flakwolken umgeben, Leuchtspur nach oben - wenn man nicht wüßte, daß zur selben Minute Hunderte sterben und qualvoll leiden müssen, könnte man so etwas "schön" nennen. Nun mußte ich heute ^{nach vorne} vor zu Beerdigungen. Die Fahrt verlief gut, nur während der Beerdigung ging plötzlich auch in unserer Hauptkampflinie der Lärm los. Der Russe schoß mit Flak und mit Granatwerfern, mit Artillerie und mit Pak, gleichzeitig kamen Flieger. Ich führte die Beerdigung rascher zuende und fuhr dann zum bunker der 4. Abteilung, wo ich warten wollte, ob ich die nächste Beerdigung im Ansberger Lager halten könnte. Kaum war ich im Bunker, da krachten auch schon schwere Russische Einschläge näher und ferner, weil überall unsere feuernde Batterie stand. Manche Einschläge waren ganz nahe. Der Bunker bebte, und der Dreck rieselte von den Wänden. Inzwischen gab Hauptland Knoch und sein Oberleutnant am Telefon die Feuerkommandos, als die Leitungen durchschossen waren, durch Funk. Es war sehr spannend. Überall krachte es. Auf einmal wurde die Sache ernst. Es kam die Meldung: "Feind nebelt sich ein. Scheint angreifen zu wollen." Das Feuer wurde auf diesen Punkt gelegt. "Feind greift an. Ist bei der 7. Kompanie schon durch!" Jetzt konnte das Feuer nur noch hinter den Feind gelegt werden. Immer näher ging es auf 1.00 Uhr, wo ich im Ansberger Lager eine Beerdigung festgelegt hatte. Die Vernunft sagte mir: Es ist eigentlich *Wahnsinnig*

Jetzt dardanzufahren, wenn die Einschläge krachen und sicher eine Beerdigung nicht gehalten werden kann. Aber es ging mir nun gegen das Gewissen, zu kneifen. Vielleicht warteten die Soldaten doch, und der Pfarrer kam dann nicht. Dann sauste ich los. Rechts und links Granatwerfereinschläge mit bösertigem Knall. Dann wieder flogen hohe Fontänen in die Höhe von schweren Granaten. Besonders an den Kurven zum Ansberger Lager gab es Zunder. Wir fuhren wie der Teufel. Einmal ^{vaste} rannte Schmauzl, mein Fahrer, vor Aufregung mit dem Wagen fast an einen Baum. Als wir zum Friedhof beim Ansberger Lager kamen, stand tatsächlich der Sarg verlassen da. Man hatte dort Särge, weil dort in der Nähe ein Bretterwerk war. Ich suchte den Regimentsgefechtsstand, und dort sagte mir der Feldwebel, daß die Leute alle wegen des Feuerüberfalls in den Bunkern seien und nicht herauskämen. Wir machten kehrt, um nun zur Schnellen Abteilung zu fahren. wo um 15.00 Uhr die große Beerdigung angesetzt war. Unterwegs wieder Einschläge. Als der Wagen im Dreck stecken blieb, krachte es wieder rechts und links, und eine Fontäne stieg hoch. Da bekommt man ungeahnte Kräfte zu schieben! Sofort war der Wagen wieder aus dem Dreck heraus und vorwärts ging's. Kurzer Besuch beim Regimentsgefechtsstand 436, wo noch alles still war, und dann zur Schnellen Abteilung. Die Beisetzung um 15.00 Uhr war ungestört und sehr feierlich. Alle Offiziere nahmen im Stahlhelm teil. Der Ehrenzug, welcher auch mit Gewehren dann die Ehrensalve schoß - dreißig Mann. Andere vierzig Mann standen im Stahlhelm daneben. Die Särge des Oberleutnant von Prinz und der zwei Unteroffiziere standen schon an den Gräbern. Die Sonne schien. Der Lärm des Kampfes bei 437 drang nicht bis hierher. Ich sprach über "Seid stalle, und erkennet, daß ich Gott bin." Gerade die innere Erregung der zurückliegenden Fahrt setzte sich in Schwung und Kraft für die Predigt um. Am Schluß sprach Oberleutnant von Kranz. Nachdem die Salve abgefeuert war, sangen wir den Guten Kameraden. Todmüde, da ich die Nacht kaum schlafen konnte, fuhr ich dann nach Kustowo, holte Er. Könske ab und kam um 19.00 Uhr bei einem Platzregen heim. Abends wieder Trommelfeuer an der Engar und ~~XX~~ Front. Über uns schießen die Flieger.

Tagebucheintrag vom 24. September

Diesmal quäle ich mich mit dem PKW, mit dem katholischen Pfarrer Satzger durch und schicke den Wagen zurück. Dann trenne ich mich von Satzger. Zum letzten Mal sehe ich ihn gesund und kraftvoll vorwärtsschreiten, den Rucksack auf dem Rücken. Beim Verbandsplatz gebe ich liegenden Verwundeten zu trinken. Einer mit einem Rückenschuß wälzt sich immer herum auf der Trage. Ich verteile den Rest der Schokolade. Ein Toter wird gebracht. Der halbe Schädel hängt weg. Wir richten unter einer Birke einen Totensammelplatz ein. Es liegen schon Viele dort. Dann stapfe ich im Sumpf am Damme entlang zu einer Granatwerferfeuerstellung. Zwischen den Bäumen ist Sumpfwasser. Man muß springen oder durchwaten. Eine Zeitlang bin ich bei diesen Männern. Als

ich zum Hauptverbandsplatz eines Bataillons will, kommt ein schwerer Feuerüberfall. Baumfetzen wirbeln durch die Luft. Dann heißt's: durch den Sumpf springen, daß es nur so spritzt. Dank des Arztes finde ich Deckung. Dann kracht's, und die Erde hebt. Es regnet auch wieder. Man bringt immer drei Krankenwagen zusammengekoppelt hinter einer Zugmaschine. Ich fahre mit und besuche den neu angelegten Heldenfriedhof 436. Tote liegen überall herum. Da erst ein Grab fertig ist, beerdige ich als zweiten Leutnant Schanz. In der Dämmerung komme ich mit der Zugmaschine wieder zur Damm. Dabei erfahre ich, daß mein Kamerad, der katholische Pfarrer Satzger, durch Oberarm-schuß schwer verwundet, eben verladen worden sei. Nun hat es ihn nach fünf kaum nen-nenswerten Verwundungen doch geschmippt. Es ging knapp am Kopf vorbei. Ein russischer Baumschlitz hatte mit Explosivgeschö^ß getroffen, als er aus einem Sanitätsunterstand stieg. Armer Kerl voll Tatendrang, der nie krank war, wie schwer wirst du darunter leiden! In solchen Stunden vergißt man alles Persönliche, und das Herz ist bedrückt von Mitleid. Wir arbeiteten nun zwei Jahre zusammen. Bei strömendem Regen tappe ich mich im Dunkeln den Klüppeldamm zurück. Ober mir ~~Krakau~~^{berstet} bösartig krachend Schrap-nells, links Artillerieeinschläge. So wird man durch die Nacht gehetzt. Um acht Uhr melde ich dem General Satzger's Verwundung.

Gedicht, geschrieben am 15.3.1940 in Krakau

Das Sternbild

Ein Sternbild flimmert in schwarzer Nacht,
Darunter schwelen die Brände,
Gefaltet sind zitternde Hände.
Darunter ist rastlose Flucht,
Eine Mutter ihr Kindchen sucht.
Darunter sind Schmerzen, ist Tod.
Versprengte gieren nach Brot.
Darunter ist Stürmen, ist Stolz, ist Sieg
Ist Bersten und Krachen und tausendfach Krieg.
Millionen, die Leiden, die Sterben, die siegen,
Sie lassen voll Sehnsucht die Blicke fliegen
Zu dem Sternbild, das flimmert in schwarzer Nacht.

Ein Sternbild flimmert in schwarzer Nacht,
Darunter die Heimat im Dunkeln
Vermehrt der Sterne Funkeln.
Darunter lesen Eltern den Brief,
Daß ihr Sohn in fremder Erde schließ.
Darunter liegt's Kindlein in traumlosem Glück,
Weiß nicht, daß kein Vater mehr kommt zurück.
Darunter hofft und bangt eine Braut,
Eine Frau, eine Mutter, und alles schaut
Nach den Lichtern, die stets die gleichen,
Im Osten, im Westen, im Nord bei den Deichen,
Zu dem Sternbild, das flimmert in schwarzer Nacht.

Krieg ist etwas Furchtbares. Und in mancher Nacht kommen in den Träumen die Erinnerungen wieder von allem dem grausen Geschehen, das man erlebt hat. Und dann kann man immer nur eines tun: Gott bitten, er möge uns behüten vor einem ähnlichen Kriege oder gar vor einem nach der neuen Art, der ja viel schrecklicher sein wird als je einer gewesen ist. Wir alle aber wollen uns innerlich so erziehen, daß wir den Krieg ablehnen als etwas Abscheuliches, Teuflisches, das niemals von einem Menschen geschaffen werden kann, der auch nur einen Funken von Liebe im Herzen trägt.